

Heute verschied nach langem, schwerem Leiden im 67. Lebensjahre unser langjähriger, treuer Geschäftsführer und Mitarbeiter

Herr Direktor

Carl Müller

Seit mehr als vier Jahrzehnten in verschiedenen Stellungen im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau tätig, hat der Verbliebene es verstanden, sich die Hochachtung und das unerschütterliche Vertrauen seines gesamten Berufskreises zu erwerben. Sein klarer Blick für die Bedürfnisse der Praxis und die hervorragende Lauterkeit seiner Gesinnung haben ihm aber darüber hinaus, insbesondere in den Kreisen des Kohlenhandels, allgemeine Wertschätzung und Zuneigung eingetragen. Wir werden dem hochverdienten Manne ein bleibendes, ehrendes Andenken bewahren.

Leipzig, den 26. Januar 1928.

Der Aufsichtsrat und die Geschäftsführung des Mitteldeutschen Braunkohlen-Syndikats

Die Beisetzung findet am Montag, den 30. Januar 1928 3 Uhr nachmittags von der Hauptkapelle des Südfriedhofes in Leipzig aus statt.

Nach Gottes Ratschluß ging nach langem, schwerem in Geduld ertragenem Leiden die

Domgemeinde-Schwester

Emma Schulze

am 26. Januar 1928, 7/7 Uhr abends im 51. Lebensjahre heim.

Am 1. Februar 1906 in den Schwefelberuf, am 1. September 1915 in den Dienst der Domgemeinde eingetreten, hat Schwester Emma, obwohl manches Mal durch Leibeschwäche gehindert, in gewissenhafter Treue ihr Amt versehen, und ist den Kranken und Armen eine geschickte Pflegerin und liebevolle Helferin gewesen. Wir danken ihr an ihrem Grabe und sind gewiß, daß ihre Arbeit Ewigkeitsfrucht trägt.

Haile a. S., den 27. Januar 1928. 116/484
Die Domgemeinde. Das Ev. Diakonissenhaus.
Lang, Oberin Agathe Grote.
Sup. Schroeter.

Trauerfeier am Sonntag, den 29. d. M., nachmittags 4 Uhr in der Kirche des Diakonissenhauses; Beisetzung in Holzweißig Montag, den 30. Januar 3 Uhr, nachm.

Statt Karten.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme beim Hinscheiden unserer lieben Entschlenen sagen wir allen denen, die ihr das letzte Geleit gaben und ihren Sarg mit Blumen schmückten, unseren herzlichsten Dank.

Werben bei Stumsdorf, im Januar 1928.

Im Namen der Hinterbliebenen:
H. Schlurick.

Todesfälle:

Robert Böh, 63 Jahre, Halle. Beerdigung Montag 1 1/2 Uhr von der H. Kapelle des Gertraudenfriedhofes aus. — Minna Ranzow geb. Barth 53 J., Könnrich. Beerdigung Sonntag 3 Uhr. Otto Barth, 64 Jahre, Halle. Beerdigung Montag 1 1/2 Uhr von der Kapelle des Südfriedhofes aus. — Hermann Fischer, 40 Jahre, Halle. Beerdigung Montag 2 1/2 Uhr von der Kapelle des Südfriedhofes aus. — Ethne Bertha Irmgard geb. Bogas, 79 Jahre, Könnrich. Beerdigung Montag 3 Uhr. — Gottfried Schirbert, 68 Jahre, Deltzsch. Beerdigung Montag 3 1/2 Uhr von der Beisetzung aus.

Anna Krause
Fritz Hentze

Verlobte
Queis Kiel
Januar 1928

Nachruf.

Heute morgen in der ersten Stunde entschlief meine treue Arbeiterin Frau

Marie Dornheim
im 72. Lebensjahre.

Dieselbe hat mehrere Jahrzehnte mit treue Dienste geleistet. Ihr werde ich ein ehrendes Andenken bewahren.

Emil Götz.

Lieskau, den 27. Januar 1928.

Gelegenheitskäufe!

Ich verkaufe einige sehr wenig gespielte und wie neu überhote Instrumente:

1 Steinway & Sons-Flügel
Neupreis 3 800.— Mk. für 2 600.— Mk.

1 Böhsch-Flügel
Neupreis 3 600.— Mk. für 2 200.— Mk.

1 Steck-Pianola-Piano-Rollen
Neupreis 3 075.— Mk. für 2 400.— Mk.
fernere: 476

1 Bechstein-Flügel
für 1 800.— Mk.

1 Förster-Leipzig-Piano
Neupreis 1 600.— Mk. für 1 000.— Mk.

B. Döll, Pianohaas
Dr. U. r. g. st. 803 34

6. Allg. Geflügelausstellung in Könnern a. S.

Sonntag, den 29. und Montag, den 30. Januar von 9-6 Uhr.
Eintritt 50 Pfennig. Kl. der die Hälfte.
Geflügelzüchter-Verein Könnern und Umgegend.

Tagesordnung

für die Sitzung der Stadtberechnung am Montag, dem 30. Januar 1928, 16 Uhr.

Öffentliche Sitzung.

1.-4. Wahlen, 5. Berichterstattung des Verwaltungsausschusses über die 4. Dreimonatsberichtsperiode, 6. Berichterstattung des Verwaltungsausschusses über die 4. Dreimonatsberichtsperiode, 7. Einreichung von Anträgen, 8. Ausfertigung einiger Stadtschreiben im Museum II mit elektr. Beleuchtung, 9. Annahme von Anträgen zur Ergänzung der 10. Monatsrechnung betr. Verwaltungsbudget, 11. Beauftragung von Automobilien, 12. Anträge betr. 13. u. 14. Quartalsrechnungen, 15.-17. Rechnungsabfertigungen, 21. Bericht wegen Bauverzug über 9 abhandeln.

Öffentliche Sitzung, Halle, den 30. Januar 1928.
Der Stadtberechnungsvorstand.

Die neue Weltkarte der Halleschen Zeitung

Größe 106 x 80 cm — 17 Farbtönen

Die Karte enthält:

Die Hauptverkehrswege zu Lande und zu Wasser

Sämtliche wirtschaftlich-politisch wichtigen Orte der ganzen Erde

Verteilung der Erdoberfläche unter der Weltmächtigkeit

Vorzugspreis R.M. 1.50

bei allen Agenturen und den Zeitungsvertrauen der Halleschen Zeitung und im Laden, Leipziger Str. 61/63

Verand durch die Post für R.M. 1.75 gegen vorherige Einzahlung des Betrages

Große Steinstraße 64.
Hasina
im Hasina-Dielech
Herz-Band
Hemor! (Stimmung! Lamm!

Ich bringe ab Montag ein außergewöhnliches Angebot



GEGR. 1865

Leipziger Straße 100

Broihanschenke-Ammen

Sonabend, den 28. Januar

11. gr. Preismaskentanz

Sonntag, den 29. Januar

Grosser Ball

Wozu freundlichst einladet H. Sch...

Mittwoch, d. 1. Februar

der große

Saalschlo Maskentanz

in vornehmster Aufmachung

1 Kapellens

6 wertvolle Preise

in vornehmster Aufmachung

Vorverkauf: Hothan, Gr. D...

Saalschlo, Damms...

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Ende 8 Uhr. — Ein...

Abendkasse 1.— M. höher

Danziger Neueste Nachrichten

der Wegbahner in die östlichen Absatzgebiete für

Industrie

Handel

Landwirtschaft

Größte Auflage im Freistaat und angrenzenden Gebieten

Verlangen Sie kostenlos Probennummern

Unterhaltungs-Beilage

Nellys Millionen

Ein fröhlicher Roman
von Wilhelm Hegeler

Ihre Gedanken über Fräulein Felsche waren gewiß nicht sehr liebenswürdig, aber sie waren natürlich.

Eine unglücklichere Erzieherin konnte es nicht geben. Wenn das junge Mädchen lachte oder fröhlich war, dann kam diese gleich mit ihrer moralischen Gießkanne und überbrauste sie mit einem Effigausguß von guten Lehren. Demut, Bescheidenheit, Sparfameit — Sparfameit an allen Ecken, in allen Formen, bei jeder Gelegenheit, das war für die alte Jungfer der Inbegriff des Lebens.

Wenn am Schluß die Tante fragte: „Hast du dir auch alles zu Herzen genommen?“ so antwortete sie: „Ja!“ Innerlich aber dachte sie: „Ich habe mir zu Herzen genommen, das gerade Gegenteil zu tun von allem, was dieser Geiztragen mir sagt.“

Ihr leichtes Blut sträubte sich dagegen, jeden Pfennig sechs-mal herumzudrehen und ihn schließlich wieder ins Portemonnaie zu stecken. Sie hielt es für sehr unangenehm, eine halbe Stunde lang mit dem Droschkentrittscher zu feilschen, ihm am Ende der Fahrt als Trinkgeld einen Kupfersous in die Hand zu drücken und sich dann eiligst davon zu machen. Sie ging nicht gern an Krüppeln und Bettlern vorbei, weil ihre Tante in Leipzig Mitglied des „Vereins gegen Armut und Bettelerei“ war. Alles in allem war sie nicht sehr erbaud von ihrer Tante, und ihre Liebe zu der alten Dame glich einem tauben Kuckuck, der, auf einem Felsen gepflanzt, mit Effig gegossen wird, woraus sich dann freilich nicht viel Gedeihliches entwickeln kann.

Wenn Nelly so auf- und abtrippelte, taucht oft seltsame Vorstellungen in ihrem Köpfchen auf. Sie bildete sich ein, daß ein reicher Onkel aus Amerika ihr sein Vermögen vermachte, oder daß sie plötzlich das große Los gewönne. Und dann — wenn sie Geld hatte! — dann sollte es ihr durch die Finger fliegen, heidi!

Sie war gewiß nicht übermäßig zur Verschwendung veranlagt. Aber das ewige Herdigen der Sparfameit und der ihr aufgezwungene Geiz bildeten den Gang dazu am besten aus. Wie ein Hungeriger sich nach nichts mehr sehnt, als sich einmal gründlich satt zu essen, womöglich sich den Magen zu verderben, so wurde es mit der Zeit ihre liebste Vorstellung, in einen großen Geldbeutel hineinzulangen und die Taler umherzustrauen wie Häfsel und Spreu.

Reichtum erschien ihr als der Inbegriff des Glückes, und glänzendes Auftreten die Erfüllung aller Sehnsucht. In ihrem Mädchenkopf stapelten Kleider und Hüte, die sie für kommende Fälle ausgesucht, und der ganze weibliche Etikettsmarkt sah an wie in dem schönsten Montreuxer Modemagazin.

Wenn sie sich aber eine Zeitlang in solchen Vorstellungen getummelt hatte, kam sie schließlich doch zur Vernunft und sagte sich: „Was hilft das alles! Ich bin arm und muß mich darein finden. Früher war ich auch arm und glücklich dabei, und viele Hunderte sind ebenso wie ich. Mein Unglück ist, daß ich hier in diesem Hotel bin, wohin ich nicht gehöre, und daß ich mir von meiner Tante alles gefallen lassen muß. Das Beste wäre, ich finge mein Leben auf eigene Faust an.“

Sie machte sich mit dem Gedanken vertraut, Gouvernante zu werden, und da sie in der „Tribune de Genève“ Gesuche nach solchen fand, nahm sie sich vor, dahin zu schreiben.

So schwankten unvernünftige und vernünftige Gedanken in dem Kopfe des achtzehnjährigen Mädchens. Die törichtesten Einfälle kamen sehr leicht heran geflogen. Die vernünftigen Vorzüge aber mußte sie sich erst mühsam zusammenbrauen, und wenn sie sie auch glücklich fertig brachte, so wurde es doch eine recht bittere Medizin, denn immerhin war Nelly ein Kind ihrer Eltern und mehr zu heteren Lebensgenuß geschaffen als zu Entjagung und harter Arbeit.

Nichts ist ein besserer Nährboden für den Bacillus Liebe als ein trauriges Herz. Ohne es zu merken, hatte Nelly schon die schönste Reinkultur gezogen. Denn das Ende aller Kämpfe und Pläne war der Wunsch: Wenn er doch nur käme!

Stundenlang konnte sie von ihm träumen.

Unter ihr plätschten die bläulichen Wellen. In der Ferne erhob sich das schwattendunkle Massiv der Dent du Midi, deren

weiße Eisnadeln im hellsten Sonnenglanz blühten. Und am Ufer als Abschluß hinter den Villen und Palästen lag in trotziger Schönheit mit Mauern, so dick, wie man nur in eisgrauen Zeiten sie baute, das Schloß Chillon, die berühmte Bürgerstätte aller Fremden.

Nellys Blicke aber schweiften nach der anderen Seite, weit über den Seespiegel. Dort wo er in uferlosem Bogen mit dem Blau des Himmels fast verschwamm, am Kelchrand dieses großen Füllhorns mußte Genf liegen. . . Und dort wohnte er, den sie so sehnsüchtig herbeiwünschte. Sie dachte an das Versprechen, das er ihr einst gegeben: „Wenn das Leben dir mal weh tut, dann rufe nur mich! Ich helfe dir. . .“

Ein heißes Verlangen überfiel sie, ganz weit hinauszu-schauen und in die blaue Morgenluft der fernsten unbekanntem Stadt zu den Hilferuf zu senden: „Peter, komm! Ich sehne mich nach dir! . .“

Aber er! Er hatte sie gewiß vergessen. Sie hatte ihm noch auf der Reise geschrieben, daß sie mit ihrer Tante nach Montreux ginge. Doch bis jetzt war keine Antwort gekommen. Er mußte sie ganz und gar vergessen haben.

Trotzig und voll bitterem Weh schaute sie hinab. All die Schönheiten zu ihren Füßen, die Pracht der Menschenhände und der Natur wünschte sie zum Teufel. Das ganze Montreux samt dem Hotel Milleseurs und all seinen Gästen konnte ihr gestohlen bleiben.

„Das Eine aber möchte ich“ — dachte sie und schlug mit ihrer kleinen Faust auf die Fensterbank. „Jetzt möcht' ich mit dem Peter unterm Apfelbaum liegen, und er müßte mir eine Geschichte erzählen!“

Während dieser Zeit machte Tante Ida eine sehr erfreuliche Bekanntschaft.

Abends pflegte sie sich mit Nelly in den Salon zu setzen, um das „Leipziger Tageblatt“ zu lesen. Der kleine Raum war voll-gestopft wie eine Schiffstajüte. Viele Engländerinnen sahen umher, die ihre Kniee oder zwei Millimeter Tischkante als Unterlage zu endlosen Briefen benutzten.

So verschämt als möglich fastete das alte Fräulein ihr Blatt auseinander und wollte sich gerade in die Familienanzeigen vertiefen, als sie sah, wie drüben eine Dame auch eine Zeitung aufhielt. Doch ehe diese zu lesen anfing, zog sie ein Taschentuch hervor, um sich zu schnauben. Es gab einen mächtigen Ton wie von einer verstimnten Trompete.

Der ganze verschlafene Salon fuhr auf und blickte nach der Musikantin, die mit schiefem Kopf wie ein rechtes Häufchen Unglück dahinsah.

Tante Ida aber fühlte ihr Herz schlagen. Ihr Kopf hing lechhaft an zu wackeln — denn die Zeitung dieser andern war auch das „Leipziger Tageblatt“!!

Sie stieß ihre Nichte an und sagte leise:

„Betrachte doch einmal diese sympathische Dame!“

„Ja, fapperlot,“ dachte Nelly, „was ist denn das für 'ne alte Trankampe.“

Tante Idas alles Herz schlug noch mächtiger. Die drüben vertiefte sich in dieselben Verlobungs-, Geburts- und Todesanzeigen, die ihre eigene Seelenpeise waren.

Es litt sie nicht mehr auf ihrem Platz. Sie begrüßte die Leserin. Im Hochgefühl einer Wollenen nannte sie gleich ihren Namen. Da machte die andere ein jammervolles Gesicht, schien eine Gräte zu verschlucken und sagte:

„Ach heiße Aurora von Königsmärker.“

Das Häufchen Unglück war der letzte Sproß dieses einst berühmten Geschlechtes, das, aus dem Schoß einer Bühlerin entsprossen, bei einer Betischwester endete. Sie war sozusagen der graue Aschermittwoch nach einem allzu lustigen Fasching.

Wahrheit zu entdecken, das gemeinsame Bekannte, zum Beispiel das Reichthum, Vorjüngender des „Näh- und Hülfsvereins“. Auch entdeckten sie so viel gleiche Sympathien, wie nur zwei alte Jungfern bei sich entdecken können.

Tante legte sich heut abend ganz glücklich ins Bett. Nachdem sie ihre Rechnung gemacht, dankte sie dem lieben Gott für dies unverdiente Gnadengeschenk (das nichts kostete!).

Am nächsten Morgen aber schüttete sie ihr volles Herz aus und erzählte die ganze Geschichte, von der Schwester, von deren Mann, dem Rittergutsnutznießer und von dem Kind, das erblich so schwer bedrückt war.

Fräulein von Königsmärker hörte stillschweigend zu, nur manchmal senkte sie tief auf. Als Tante Ida geendet, holte sie ihr Taschentuch hervor und blies durch die sonnenglänzende Morgenluft den klaglichsten Trauermarsch.

„Sie können sich nun denken, schloß die Tante, „welch eine schwere Verantwortung auf meiner Seele lastet. Ich muß über das Kind wachen, damit es sich seines Glückes würdig zeigt.“

„Vor allem müssen Sie es hüten, daß es keinen Selbstmord begeht“, antwortete die andere mit Grabsstimme.

„Im Gottes willen, was?“ fragte Tante.

Fräulein von Königsmärker bißte trübselig vor sich hin und sagte:

„Welch ein Unglück! Welch ein Unglück! Wissen Sie nicht, daß in Millionärsfamilien der Hang zum Selbstmord grassirt?“

„O Herr Jesus!“

„Ist in Ihrer Familie noch nie ein solcher Fall vorgekommen?“

Fräulein Felsche hatte angstvoll die Hand auf den Busen gepreßt und sagte nach einigen Sinnen:

„Ein Onkel von mir hat sich vor Jahren erhenkt!“

„Sehen Sie! — Sehen Sie!“

„Aber er war überhaupt ein verkommener Mensch, der schon in seiner Jugend sein Vermögen durchgebracht hatte. Und er legte Hand an sich, als er zum drittenmal Bankrott machte.“

„O, das tut nichts“, versetzte Fräulein von Königsmärker. „Der Hang liegt gewiß in Ihrer Familie. Das Geld übt ja eine so verhängnisvolle Macht aus. Uebermut, Schwelgerei, alle Todsünden hat es im Gefolge. Ich danke Gott, daß ich arm bin.“

„Ich habe auch nur die paar Talerchen, mit denen ich kaum auskommen“, sagte Tante Ida, um keine Mißverständnisse hervorzurufen. „Aber trotzdem kenne ich reiche Leute, die nicht schwelgen, und die auch nicht Selbstmord begehen. Das Kind ist ja in so bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Und es weiß ja auch nichts von seinem Vermögen.“

„Selbstverständlich darf es nichts wissen. Die Unkenntnis ist noch sein einziges Glück. Ach, der arme Engel, der an einem Abgrund wandelt und sich nichts träumen läßt.“

„Was soll denn aber werden?“

„Am besten wird das Kind barmherzige Schwester.“

Durch diesen Vorschlag wurde Tante ganz verblüfft. Das ging doch etwas zu weit. Denn wenn ihre Nichte ledig blieb und keine Kinder bekam, was machte man da mit all dem schönen Geld?

Deshalb meinte sie unterwürfig zu ihrer Freundin:

„Das beste mag es ja sein. Aber das zweitbeste wäre wohl, wenn das Kind einen braven Mann bekäme. Und dafür bin ich . . . Ich habe auch schon darüber nachgedacht“, fuhr sie fort. „Ein Offizier oder ein Landwirt dürfte es um keinen Preis sein. Ein Jurist ginge schon eher. Am besten wäre ein guter Mann, nicht mehr zu jung, der seinen Beruf aufgibt und sich ganz dem Glück seiner Familie widmet. Wenn er nur etwas sparfam ist, kann er ganz gut mit den Zinsen auskommen und noch zurücklegen.“

Fräulein Aurora versprach sich von diesen Plänen nur einen düsteren Mißerfolg. Und wenn sie an den folgenden Tagen mit Nelly zusammenkam, klopfte sie ihr traurig auf die Schultern und sagte:

„Armes Kind! Armes Kind! Ihnen steht eine schwere Zukunft bevor.“

Nelly wurde bei diesem Jammer ganz unheimlich zu Mut. . .

Doch eines schönen Morgens sahen ihr das Glück zu lächeln. Sie saß im Garten ganz allein für sich, als Leutnant von Kalderhot, der einzige, der hin und wieder ein freundliches Wort mit ihr sprach, sie zu einer Partie Lawn-Tennis aufforderte.

Er freute sich an, obgleich sie das Spiel nur vom Zuschauenden kannte.

Sie wurde Frau Rose vorgestellt, die in einem reizenden Sportkostüm von weißem Flanell schon erwartungsvoll mit ihren hohen gelben Hadenstiefeln auf dem Rasen trippelte.

„Ich habe den Vorzug, auf Ihrer Seite zu sein?“ fragte der Offizier.

Die schöne Frau nickte huldvoll und René Bäsch übernahm stillschweigend Nelly.

schon über einige stützige Regeln.

Frau Rose schlug an. Aber da sie nichts verstand, schlug sie daneben, und der Ball fiel zu ihren Füßen nieder. Den zweiten schlug sie hinter sich über ihren Kopf, daß er in einem Magnoliengebüsch verschwand.

Es war für Nelly ein Trost, daß ihre Gegnerin auch nichts vom Spiel verstand. Doch ob diese schlecht spielte oder sie selbst, machte einen gewaltigen Unterschied. Denn als sie werfen sollte und den Ball ferngerade in die Luft schlug, brummte ihr Partner unhöflich:

„Mit Ihnen scheint's nicht weit her.“

Um überhaupt zu beginnen, schlug Kalderhot. Er spielte mittelmäßig, während René Bäsch meisterhaft das Radet führte. Nelly blieb ruhig an ihrem Platz und ließ den Maler die Bälle zurückgeben. Frau Rose aber flatterte eilig hin und her, schlug, wo sie nur konnte, traf bald die Luft, bald den Rasen, bald ein Körperteil ihres Partners, aber niemals den Ball. Das erste Set war für sie und Kalderhot bald verloren.

Nelly mußte wieder anschlagen.

„Jetzt kommt's drauf an!“ dachte sie. „Entweder bist du auf ewig drunter durch, oder du machst die erste Blamage wieder gut.“

Ein wenig blaß vor Erregung, wiegte sie das Radet auf und ab, dann holte sie zum Schläge aus, so feierlich, als sei das letzte Holz ein Hentkerbeil, mit dem sie ihr Meisterstück als Schlichter machen müßte.

In elegantem Schwung flog der Ball über das Netz, trudelte auf dem Rasen weiter zu den Füßen der Frau Rose, die sich fleiß darnach bückte.

„Bravo!“ rief der Leutnant händeklatschend.

Nelly aber begann nun die Technik des Spieles zu erfassen, für das ihr grazioser Körper mit der sicheren Hand und den flinken Beinen wie geschaffen war. Einige Zuschauer hatten die Gartenbänke ringsum eingenommen. Und es war wirklich ein fröhlicher Anblick, diese vier sich tummelnden Menschen auf dem mit roten Tulpenbeeten geschmückten Rasen.

Eine niedere Mauer grenzte den Garten ab. Dahinter strahlte die blaue Seefläche, die gleich einer großen durchsichtigen Glasglocke der Himmel überrückte. Wie verschwimmend kleine Böte mit weißblendenden Segeln triffen Scharen von Möven in diesem hohen Luftmeer, und oft, wenn ein Ball allzu kühn sich verstieg, stürzten sie mit hell'm Kreischen ihm nach, in fröhlicher Spielzeit durch den Sonnenglanz sich tummelnd.

Gleich fröhliche Lust hatte Nelly erfaßt. Ihre Augen leuchteten, ihr Gesicht war leicht geröthet, herausfordernd kränkelten sich die Locken um ihre Stirn. Wie sie so dahinflug, hätte sie jeder gewiß rührend gefunden, wenn nur nicht diese fürchterliche schwarze Kutte gewesen wäre, die alle Grazie ihrer schlanken Glieder verbarg.

Doch sie hatte das ganz vergessen. In süßem Eäten sprang sie über das arüne Gras, als wäre sie auf der Kirchhofener Wiese, und ihrem Gegner jubelte sie zu wie einem alten Kameraden.

„Laufen! Laufen! Sie sind zu langsam!“ schrie sie, während ihr Ball wie ein Pfiff über das Netz sauste — und der Leutnant lief, als könnte hinter ihm die Stimme seines kommandierenden Generals.

Immer heftiger wurde der Kampf. Immer rascher folgten die Siege für Nelly und den Maler. Frau Rose hina bedenklich an zu pusten. Sie fächelte sich Lust mit ihrem Taschentuch zu, und ihre zarten Finger drehten sich manchmal um die Taille, als wäre es ihr dort zu eng.

Das junge Mädchen lief in einer Pause teilnahmsvoll zu ihr hin und sagte:

„Nicht wahr, Sie schwitzen auch gehörig?“

Aber mit unnachahmlicher Vornehmheit zog die schöne Frau ihre Wrouen in die Höhe und sagte:

„Nein, durchaus nicht.“

„Nicht?“ fragte Nelly ganz verblüfft.

„Arbeiter schwitzen“, antwortete Frau Rose voll Hoheit.

„Damen fühlen sich warm.“

Bestürzt ging die Zuredigtgewiesene zurück. Im Eifer des Spieles aber vernah sie bald ihren Verdrub.

Man tauschte nun die Plätze, indem der Maler auf Frau Roses Seite trat. Doch Nelly führte so wunderhübsche Schläge, daß der Sieg trotzdem auf ihrer Seite blieb. Sie und der Maler spielten fast ganz allein. Madame Rose langweilte sich, und der Offizier blickte sie bewundernd an.

René Bäsch warf Nelly den Ball hin, die ihn zurückgab. Noch einmal flog er zu ihr hinüber, und sie gab ihn wieder zurück, und nun, als sei er von den Radets angezogen, flog er her und hin, hin und her, bald in hohem Bogen, bald wagerecht, den Rasen streifend. Die Zuschauer klatschten er freut Beifall und begannen zu zählen.

(Fortsetzung folgt.)

Momente in Rom und Neapel

Von Else Luthimer
Seiner Elegie.

Noch immer schwingt sich die Spanische Treppe wie eine Jubelfanfane nach San Trinita de Monti empor. Noch immer breiten Blumenhändler bunte Teppiche, gewebt aus den Wäscchen der Hofen, Lilien und Nelken, zu ihren Füßen aus.

Noch immer plätschert der schöne Brunnen davor im Chorus der römischen Brunnen die Melodie der ewigen Stadt. Alles ist Gold und Blau und Licht. Gibt es noch traurige Menschen? Leidbeladene?

Meine Fenster drüben am Spanischen Platz schauen auf diese fröhliche Treppe, und doch fand ich am Fenster meine kleine deutsche Wirrin trüblich und weinend. Was war geschehen? Lebensnot? Fehlte es an der Miete?

Nichts davon. Ein Buch hielt sie in der Hand, das hatte sie zum Weinen gebracht: Goethes „Italienische Reise“, die illustrierte Inselausgabe, die sie auf meinem Tisch gefunden. Ich war überrascht. Sentimentale Deutschlandsehnsucht? Ach nein, aber sie hielt mit diesem Buche ein Stück ihres freudearmen Lebens in der Hand, das reizte und das traurigte. Nach und nach, verlegen zuerst, dann immer berebter, begann sie zu erzählen. Es war das alte Lied, tausendmal gesungen, tausendmal geweint.

Ihr Freund war ein gebildeter Mann gewesen, und so wollte er dieses Buch in das Italienische übersetzen. Aber eigentlich nicht er, sondern sie, oder vielmehr sie beide, die Uebersetzung wurde ihr gemeinsames Kind, denn was versteht ein Italiener von Goethes Sprache? So hatte er sich die junge Sprachlehrerin zur Hilfe geholt. Jahrelang haben sie an diesem Werk gearbeitet. Dann kam es, wie es kommen mußte. Er war ihr Abgott, sie glaubte an ihn und an die gemeinsame Arbeit. Weiter wollte sie nicht. Bis die andere kam. Dann ihre Krankheit, seine Heirat, Alleinsein, Armwerden, Altwerden, Elend, Zimmervermieten. Langsam vergaßen des Tragischen über der Not des Tages, Verstauben, Stillwerden.

Da kommt nun plötzlich irgend ein fremder Mensch. Dies deutsche Buch liegt wieder auf ihrem Tisch und reizt den Schleier zurück, den Zeit und Mißfall milde über ihr armes gestohlenen Leben gebreitet haben.

„Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom!“

„Teutones in Pace.“

Links von Sankt Peter, wo die Höfe der großen vatikanischen Abgeschiedenheit beginnen, blickt aus hoher gelber Mauer ein kleines Portal mit schönem schmiedeeisernem Gitter. Darauf steht geschrieben: „Teutones in Pace.“

Dahinter liegt ein stiller heimlicher römischer Hof mit grünem Schatten und Brunnenplätschern. Hier haben deutsche Pilger eine letzte Ruhestätte gefunden. Wie die Evangelischen draußen an der Cestiuspyramide, so ruhen hier die Katholiken, beschützt und umschlossen von den Mauern des Vatikans. Der Pförtner des nebenan liegenden Pilgerhauses gestattet gern den Durchgang. Man durchschreitet einen kleinen Kreuzgang und gelangt in einen Garten stiller Verträumtheit Abgeschiedenheit. Es ist ein wahrhaftiger Friedhof! Deutsche Namen aus allen Gegenden des Reiches glänzen auf den Steinen. Da schläft einer aus Erbach im Taunus. Eine Familie aus Poppard am Rhein hat hier ihre Ruhestätte gefunden. Viele bayrische und österrreichische Familien, mancher bekannte Name und manche kindlich rührende Inschrift und Abbildung, ohne große Kunst, aber getragen von einem Glauben, der jenseits von Kunst und Nichtkunst steht. Menschen desselben Glaubens aus allen Teilen Deutschlands sind hier in ihre wahre Heimat zurückerlehrt. Wie umfangen und beschützt von ihrer Kirche, schlafen sie hier unter Palmen, Cypressen und den weichen, wehenden Oelbäumen, im Sonnenschein und leisem Vögelgezwitscher still und getrost der Auferstehung entgegen.

Seepferdchen.

Frühe Morgenstunde großer Einsamkeit träumen in den leeren Straßen und den leeren Häuserräumen von Pompeji.

Himmel und Mauern und beglückendes Alleinsein mit den Resten einer Kunst, die schladenrein ausgeschliffen, wie letzte Kultur, und doch jung wie ein spielendes Kind, ihre Formen leicht beteligt auf die Wände hingingt. Blaue Astele, taujendjährige, lebendige, triumphierende in den besonnten Höfen: „Was fiel euch ein? Gottähnliche Vollendung? Da kam die große Faust und schlug euch!“

Kümmern und Staub aufgeworfener Straßen in Neapel. Bauzäune, Schmutz und Lärm. Flucht in die kühlen, stillen Räume der zoologischen Station.

Unvergänglich frisch und kraftvoll leuchten die Fresken unseres Marées von den Wänden. Ein stiller Dank gilt immer wieder Meier-Graefe. Dem Deutschen von 1873, der heute noch neben dem Kaufe der Bettler standhält, setzte er das große Denkmal.

Ein weiter Bogen spannt sich von der unbekümmerten Grazie pompejanischer Wandbilder zu den seelenbeladenen Fresken des Deutschen; und doch ist es verwandtes Blut, zeitbedingt und einander nahe.

Da gibt es Wäulen von unerhörter Schönheit, die Duft und Klang von Luft und Wasser leihen, leicht, fast körperlos, und doch sind es lebende, freilebende Tiere. Eine neue, fremde Welt lebt dort unten, vor der man jahrelang erschüttert hauchen mußte. Mädchenhaft wie jarteste Musik, dabei grauam im Kampfe bis zu gegenseitiger Vernichtung.

Ein wenig schwindlig, schauernd in diesem neuen Reich sucht der Betrachtende nach einem festen Körper und findet plötzlich die reizendste geschlossene Form, bewegt in unerhörter Anmut, humorvoll fast in ihrer miniaturhaften Vollendung: Die Seepferdchen!

Scharf gemeißelt steht eine entzückende kleine pompejanische Bronze unbeweglich im Wasser. Da dreht sich das Seepferdchen, schießt nach unten, das Fragezeichen steht auf dem Kopfe, und die kleinen Rückenstacheln folgen in eleganter Linie dem zierlichen und doch monumentalen Körperchen. Es ist Humor in den Tierchen!

Wehr aber und wohl ein unfreiwilliger Humor steckt in dem Ausruf eines Herrn, der es hinter mir entzückt seiner Dame zeigt: „Sieh doch diese niedlichen kleinen Seepferdchen! Sie erinnern mich ein wenig an den „Drachen“ Tristans.“

Kuriose Geschichten

Das Kristall des Kaisers von China.

Kaum beachtet liegt in einem Raume des Washingtoner Nationalmuseums eine Kristallkugel von einem Durchmesser von 40 Zentimetern und einem Gewicht von fast 50 Kilogramm. Das eigenartige Stück steht zum Verkauf: 150 000 Dollar! Sicherlich wird sich irgendein sammeltüchtiger Amerikaner finden, dem diese Summe nicht zu hoch erscheint für ein Kleinod, das einst Chinesische Kaiser entzückte. Die Kunst des „Kristallglühens“ stand einst im Altertum in hoher Blüte. Der Kristallkugel, aus dem die Kugel des Washingtoner Nationalmuseums geschliffen wurde, ist angeblich dem Kaiser Kien-lung, der 1746 bis 1784 regierte, von einem Untertanen geschenkt worden. Kien-lun liebte den Kristall, der mühsam zu einer Kugel geschliffen und sorgfältig poliert wurde, was allein sechs Monate in Anspruch nahm. Als ihm jedoch einmal ein Mandarin einen großen Dienst erwiesen hatte, ließ ihm Kien-lung die Wahl eines kostbaren Gegenstandes, und der Mandarin nahm — die Kristallkugel. So erzählt wenigstens die Geschichte. Noch verständlicher wird die Vorliebe der Chinesischen Kaiser für Kristallkugeln, wenn man auf ihren Sagenbuch zurückgreift. Darin findet sich die Erzählung vom Kampfe eines tapferen Kaisers mit einem ungeheuren Drachen, der dem Meere entstieg. Nach heldenmütigem Ringen besiegte der Kaiser den Drachen, schnitt ihm den Schwanz ab und trieb ihn zurück in das Meer. In dem abgetrennten Drachenschwanz aber fand er eine Kristallkugel. Als er hineinblickte, sah er in der Kristallkugel die Gestalten seiner Vorfahren, die ihm durch Zeichen bedeuteten, daß er ein großer Krieger sei. So entstand der Aberglaube, daß die Vorfahren angesehener Chinesen in Kristallkugeln erschienen, daß man, wenn man in die Kristallkugel hineinschaue, Vergangenheit und Zukunft erfahre.

Wie man sich in Grönland buelliert.

Obwohl die Grönländer ein äußerst friedfertiges Volk sind, kommt es hin und wieder doch einmal vor, daß ein Eskimo von einem anderen beleidigt wird. Der Beleidigte gibt nun weder seine Visitenkarte ab, noch scheidet er dem Beleidiger seine Selundantien. Er schreibt vielmehr eine möglichst bissige Satire auf seinen Beleidiger und läßt diese von seinen Frauen sowie von seinen Dienern und Dienerinnen — wenn er welche hat — auswendig lernen. Ist dies geschehen, so gibt er öffentlich bekannt, daß er sich demnächst mit seinem Gegner treffen werde. Dieser hat nach einer solchen Bekanntmachung nichts eiligeres zu tun, als nun ebenfalls eine Satire auf seinen Gegner zu verfassen. Die Gelegenheit, einem solchen, mit geistigen Waffen auszustehenden Zweikampf beizuwohnen, lassen sich die Eskimos nicht entgehen. An dem bezeichneten Tage läßt nun der Verteidiger seine Satire, von Tamburinbegleitung begleitet, vortragen, und in den Reihen, den die Satiren meist aufweisen, stimmen alle seine Freunde und Anhänger kräftig mit ein. Sodann erscheint der Gegner auf dem Plan und versucht auf die gleiche Weise die Lacher auf seine Seite zu bringen. Schließlich tritt die „Dorferversammlung“ zusammen und gibt demjenigen recht, dessen Satire als die witzigere anerkannt wird.

Das Dorf der schönen Männer.

In weltabgelehnter Einsamkeit liegt das kleine Abnbörschen Heubach, das in weitem Umkreis als das Dorf der schönen Männer gilt. Es sind alles prächtige Gestalten, alle stattlich gewachsen, meist 1,80 bis 1,90 Meter groß. Sie halten sich aufrecht und bleiben wunderbarerweise bis ins hohe Alter jung. Fast sämtliche Männer des Dorfes haben den Krieg mitgemacht und viele sind gefallen. Aber auch der Nachwuchs verrät bereits, daß „die schönen Männer“ in Heubach nicht aussterben werden.

1911

